

Frankenberger Tageblatt

Begründet 1842.

Bezirks-Anzeiger

65. Jahrgang.

Amtsblatt für die königliche Amtshauptmannschaft Rötha, das königliche Amtsgericht und den Stadtrat zu Frankenberg i. Sa.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Hoffberg in Frankenberg i. Sa. — Druck und Verlag von E. W. Hoffberg in Frankenberg i. Sa.

Erscheint an jedem Wochentag abends für den folgenden Tag. Bezugspreis vierteljährlich 1 M 50 P, monatlich 50 P. Lesergeld extra. — Einzelnummern lauten den Monats 5 P, früherer Monate 10 P. **Bestellungen** werden in unserer Geschäftsstelle, von den Boten und Ausgabestellen, sowie von allen Postanstalten Deutschlands und Oesterreichs angenommen. Nach dem Auslande versandt wöchentlich unter Kreuzband.

Ankündigungen sind rechtzeitig aufzugeben, und zwar größere Inserate bis 9 Uhr vormittags, kleinere bis spätestens 11 Uhr mittags des jeweiligen Anzeigentages. **Für Aufnahme von Anzeigen** an bestimmter Stelle kann eine Garantie nicht übernommen werden. **51. Telegramme:** Tageblatt Frankenberg-Blatt.

Anzeigenpreis: Die 5-gesp. Beilagen oder deren Raum 15 P, bei Lokal-Anzeigen 12 P; im amtlichen Teil pro Zeile 40 P; „Eingefandt“ im Redaktionsbüro 30 P. Für schwierigen und tabellarischen Satz Aufschlag, für Wiederholungsdruck Ermäßigung nach feststehendem Tarif. Für Nachweis und Offerten-Aannahme werden 25 P Extragebühr berechnet. **Inseraten-Aannahme** auch durch alle deutschen Annoncen-Expeditionen.

Abonnements auf das Tageblatt

auf den Monat Februar nehmen unsere Tageblattausgeber und unsere bekannten Ausgabestellen in Stadt und Land, sowie alle Postanstalten noch entgegen.

Expedition des Frankenberger Tageblattes.

Holzversteigerung

auf Lichtenwalder Forstrevier.

In der Revierparzelle „Rundholz“ bei Lichtenwalde, Abt. 56, sollen künftigen

Montag, den 5. Februar d. J.,

von vormittags 10 Uhr an

und zwar auf dem Holzschlage

36 Amt. harte Scheite,

5540 Kubm dergl. Schlag und Abraumreisig,

Jobann am folgenden Tage, als

Dienstag, den 6. Februar d. J., ebenfalls von vormittags 10 Uhr an und zwar im Gasthose zu Lichtenwalde

100 eichene	Röhler von 17 bis 86 cm Mittelhöhe und 2, bis 7 m Länge,
30 Hornbaum	" " " " " " " " " " " "
32 Ahorn	" " " " " " " " " " " "
25 Birke	" " " " " " " " " " " "
16 Kiefer	" " " " " " " " " " " "
8 Eiche	" " " " " " " " " " " "
4 Eiche	" " " " " " " " " " " "
4 Röhler	" " " " " " " " " " " "
3 Kirschbaum	" " " " " " " " " " " "
30 eichene Gartenstämme	von 2 m Länge

unter Vorbehalt des Angebotes und gegen Barzahlung, welche an jedem Tage nach beendeter Versteigerung im Gasthose zu Lichtenwalde stattfinden hat, an den Meistbietenden versteigert werden. Lichtenwalde, am 30. Januar 1906.

Gräflich Wisthumsche Forstverwaltung.

Die Regierung gegen konservative „Scharfmacher“.

„Fürst Bülow's Antwort auf die im preussischen Herrenhause an ihn gerichtete Interpellation, ob die Regierung glaube, mit den bestehenden gesetzlichen Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie auszukommen“, ist manchen Leuten nicht scharf genug ausgefallen. Auf dem Umwege durch die „Antisozialdemokratische Korrespondenz“ meldeten sich kurz einige Parlamentarier zum Worte, um gegen des Kanzlers Auffassung in der Sozialistenfrage zu demonstrieren. Daß man dabei die Anwendung von Repressivmaßnahmen gegen die Sozialdemokratie in empfehlender Erinnerung brachte, muß nicht verwunderlich erscheinen. „Wir glauben zu wissen“, hieß es in der Korrespondenz, „daß die verbündeten Regierungen, bezw. der Kanzler ihrerseits schon jetzt mit Mitteln der Gesetzgebung gegen die Sozialdemokratie vorzugehen geneigt sein möchten und daß sogar schon — und zwar etwa um die Weihnachtszeit — bezügliche Erörterungen stattgefunden haben. Ihre Ausführung ist aber an dem Widerspruch des Zentrums gescheitert, und wenn wir den Moment des Scheiterns noch näher bezeichnen wollten, so möchten wir an jenen Zeitpunkt erinnern, in dem Herr Dr. Spahn telegraphisch von Kiel nach Berlin geladen war.“

Da auf Dr. Spahn Bezug genommen war, ist es beinahe selbstverständlich, daß die ultramontane „Germania“ mit einer Gegenklärung auf dem Plane erscheint, indem sie erklärt: „... Die Korrespondenz hätte gar nicht nötig gehabt, als Zeitpunkt des Scheiterns dieses Planes, denjenigen zu bezeichnen, in dem Herr Dr. Spahn vom Reichskanzler nach Berlin geladen worden sei. Daß das Zentrum für Ausnahmegesetze nicht zu haben sein werde, stand ohne weiteres längst fest, und wenn der Ruf nach Einigkeit so gemeint ist, daß man sich für solche Maßnahmen einigen soll, so ergibt er, soweit das Zentrum in Betracht kommt, selbstverständlich vergebens.“ Wer in der Lage ist, sich die gefährliche Folge von Ausnahmegesetzen vor Augen zu führen, wird zugeben, daß die Erklärung der „Germania“ manches Erfreuliche enthält. Für die parlamentarischen Scharfmacher frei-

lich ist damit eine wenig beneidenswerte Lage geschaffen, eine Lage, die für sie direkt peinlich wird, als selbst von Seiten der Reichsregierung dem reaktionären Vorschlag auf Schaffung eines Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie mit voller Entschiedenheit entgegengetreten wird. Eine von offiziöser Seite an die national-liberale „Allg. Ztg.“ gerichtete Zuschrift bemerkte nämlich: „Es ist schwer verständlich, zu welchem Zwecke das Gerücht aufgebracht worden ist, daß um die Weihnachtszeit die Reichsregierung ein Vorgehen gegen die Sozialdemokratie in Form eines Ausnahmegesetzes geplant habe, daß aber diese Maßregel wegen des Widerspruches des Zentrums fallen gelassen worden sei. Die Unrichtigkeit dieser Nachricht geht an sich aus den in der letzten Zeit von dem Reichskanzler und dem Justizminister im Landtage abgegebenen Erklärungen hervor; auch braucht sich wirklich die Regierung bei der ihr bekannten Haltung des Zentrums und überhaupt der großen Reichstagsmehrheit nicht noch zu vergewissern, welche Aufnahme eine derartige Vorlage finden würde. Es ist daher eigentlich überflüssig, wie wir aber nach unseren Erkundigungen tun können, festzustellen, daß mit dem Zentrumsabgeordneten Dr. Spahn in dieser Frage überhaupt nicht verhandelt worden ist. Derartige Gerüchte sind sicher nur geeignet, der Sozialdemokratie Agitationsstoff zu liefern, und sollten deshalb am allerwenigsten von Zeitungsorganen verbreitet werden, die sich die Bekämpfung der Sozialdemokratie zur besonderen Aufgabe machen.“

Jetzt läßt auch noch die sächsische Staatsregierung die konservativen Scharfmacher fallen, und zwar in der „Leipz. Ztg.“. „Von denjenigen Politikern, die am liebsten eine Rückwärtsbewegung unserer sozialpolitischen Gesetzgebung vorgenommen wissen möchten“, sagt sie, „diese Richtung sei nur sehr schwer vertretbar und habe auf den Gang unserer Gesetzgebung so gut wie keinen Einfluß. Aber,“ heißt es dann weiter, „dieser Umstand schließt die Tatsache nicht aus, daß Rundgedrungen und Vorschläge von jener Seite immer wieder von neuem Wasser auf die sozialdemokratischen Mühlen liefern, und daher im allgemeinen Interesse sehr zu bedauern sind. Einen solchen Eindruck des Bedauerns hat uns ein Kritikaufsatz in der neuesten Nummer der „Dtsch. Arbeit-

geber-Ztg.“ gemacht, der, aus parlamentarischen Kreisen stammend, einerseits übertriebenen Befürchtungen Raum gibt und andererseits sehr bedenkliche Finanz- und sozialpolitische Pläne entwickelt.“ In dem hier erwähnten Artikel wird die Reichsverschärfung bekämpft und dafür empfohlen, den Reichszuschuß zu der Alters- und Invalidenversicherung aufzuheben und die Reichspostverwaltung zu einer Einnahmequelle zu entwickeln, die einige hundert Millionen jährlich abwirft. Die „Leipz. Ztg.“ bemerkt dazu u. a.: „Wenn solche Vorschläge widerspruchlos in die Welt gingen, so würden sie der sozialdemokratischen Klassenagitation die schärfsten Waffen liefern und unsere gesamte sozialpolitische Gesetzgebung diskreditieren, zumal die Arbeiterversicherung ja nur vom allerkleinsten Teil der gewerkschaftlich organisierten in sich schließt, sich vielmehr über die ganze um mehr als zehnmal zahlreichere Arbeitererschaft erstreckt. Sollte wirklich jemand den Mut haben, dieser die Reichszuschüsse zu entziehen? ... Der parlamentarische Verfasser müßte die Bestellung der Postenfunktionen verringern und die Postbefugnisse im Inlande erhöhen zu sehen, ein Gedanke, der in unserer verkehrreichen Zeit absurd genannt werden muß. Solche Vorschläge sollte man doch lieber unterlassen, besonders auf parlamentarischer Seite, wo man doch geradezu verpflichtet ist, nur mit dem Möglichen zu rechnen.“

Im preussischen Herrenhause wird man nun wohl genug bekommen haben. Schließlich erlebte man aber doch wieder einmal ähnliche Vorfälle. Es gibt eben auch in den Parlamenten noch Leute, welche die Kraft in sich fühlen, dem Rade der Zeit in die Speichen fassen zu können.

Vom Reichstag.

23. Sitzung am 1. Februar 1906.

Der Beginn der zweiten Etatberatung zaubert wieder etwas stärkeres Leben in den Saal der Gesetzgebung. Von allen Seiten sind die Redner herbeigerollt, um, wie üblich, zunächst dem Etat des Reichstages soziallagen pro domo zu reden. Ein kleiner Sturmhauch von persönlichen Wünschen ergreift sich über den ahnungslosen

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

(11. Fortsetzung.) (Rechtlich verboten.) Der Baron schüttelte mit zweiseitiger Miene das Haupt, der Vorschlag schien ihm doch nicht so ganz so gefallen, aber der Notar achtete nicht weiter darauf, er nahm seinen Hut und verließ nach einem zerknirschten Gruß das Zimmer. Er dachte an sein eigenes Projekt, es beunruhigte ihn, daß der Baron an die Möglichkeit dachte, seine Tochter mit dem Erben zu vermählen. Dieser Plan mußte um jeden Preis bereitwillig werden, zumal da der alte Herr jetzt wußte, daß sein Sohn Baroness Theodora liebte, und daß diese Liebe erwidert wurde. Im Korridor begegnete er Romy; ihr neugieriger erwartungsvoller Blick ließ ihn erkennen, daß sie von der Heimkehr des Verfallenen bereits unterrichtet war und von ihm erfahren wollte, wie die Verhältnisse nun sich gestalten würden. Er blieb stehen, ein schlaftrübes Lächeln lag um seine Lippen. „Der junge Herr ist wieder da,“ sagte er leise, „er hat bereits erklärt, daß er dem Verfallenen schatz auf die Finger sehen wolle.“ „Was liegt mir an ihm!“ antwortete Romy schnippisch. „Er hat mir nichts zu befehlen, ich bin die Dienerin der Baroness.“ „Wäre es Ihnen angenehm, wenn die Baroness Haus Gichenhorst verlassen und von der Waise ihres Vaters leben müßte?“ Welche Frage! Wie könnte mir das angenehm sein?“ „So kommen Sie bei Ihrem nächsten Ausgange zu mir. Kann das heute noch gehen?“ „Ich will sehen, ob es sich machen läßt.“ „Aber Verzeihung!“ „Natürlich!“ nickte die Note verständnisvoll, und da in diesem Augenblicke der Kammerdiener am Ende des Korridors auftauchte, eilte sie hastig von dannen. Der Notar ging dem Mann mit der freundlichsten Miene entgegen. „Das war ein freundliches Ereignis, wie?“ fragte er scherzend.

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete Jakob ernst, „ich will erst abwarten, wie der Hofe läuft.“

Sie hatten die Dreiwache, die vor der Tür wartete, erreicht, Jakob öffnete sie, und der Notar stieg ein. Mit sorgenvoll umwühlter Miene blickte der alte Kammerdiener dem Wägen nach.

„Es wäre manches anders und besser geworden, wenn dieser hübsche Dämon der Familie Darboren nicht seine Kräfte hingeworfen hätte,“ brumnte er, dann kehrte er in das Haus zurück.

7. Kapitel. Doktor Hermann Steinfelder war so sehr von seiner Praxis in Anspruch genommen, daß ihm kaum mittags nach Tisch ein Stündchen verblieb, das er mit seiner Schwester verplaudern konnte.

Sie hatten sich auch heute in das Zimmer der Baronin zurückgezogen, um über die Zukunft zu beraten, denn daß es so nicht bleiben konnte, wie es jetzt war, das wurde ihnen beiden mit jedem Tage klarer.

„Ich habe die Aktien- und Familienstatuten nochmals studiert, und ich wiederhole Dir, wir können nichts machen,“ sagte Hermann, während er den Buder in seiner Tasche zerrührte. „Du hast nur das einzige Recht, eine familiengemäße Wohnung im Herrenhause und eine Jahresrente zu fordern und, so peinlich es Dir auch sein mag, mit Deinem Schwager zusammenzuwohnen.“

„Nimmermehr!“ fuhr sie leidenschaftlich auf. „Wohlan, reden wir nicht mehr davon; ich wollte Dir nur einen guten und wohlgemeinten Rat geben.“

„So sprich Dich aus,“ sagte sie ungeduldig. „Den Rat, diese Wohnung zu fordern und zu beziehen und damit Deine Rechte zu wahren. Wir dürfen ja nun hoffen, daß Dagobert noch unter dem Verbenen weilt und zurückkehren wird.“

„Wenn das nur bald geschähe!“

„Es macht nichts aus, wenn es auch erst nach zwei Jahren geschieht! In dem Familienstatut der Darborens findet sich ein seltsamer Passus. Wenn der Majoratsherr einen minderjährigen Erben hinterläßt, so soll diesem Erben erst nach Ablauf seines dreißigsten Lebensjahres das Majorat übergeben werden; es läßt

sich mit Sicherheit erwarten, daß Dein Schwager von diesem Paragraphen den umfassendsten Gebrauch machen wird.“

„Und daran läßt sich nicht rütteln?“ fragte die Baronin entsetzt.

„Größtenteils nicht, denn der Landesherr hat dieses Familienstatut genehmigt. Man könnte nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg dagegen protestieren, wenn bewiesen würde, daß Baron Kurt das Majorat schlecht verwaltet und das Interesse der Familie gröblich verletzt habe, um sich selbst Vorteile zu verschaffen; dieser Beweis wird aber schwer zu führen sein.“

„Welche Ungerechtigkeiten! So würde Dagobert, wenn er jetzt heimkehrte, noch zwei Jahre unter der Vormundschaft seines Onkels bleiben?“

Ein schwerer Seufzer folgte diesen Worten, der Abokat, der in Nachdenken versunken war, achtete nicht auf diese Klage eines sorgenvollen und bekümmerten Mutterherzens.

„Rittmeister von Schwind kommt auch nicht,“ nach sie nach einer Pause wieder das Wort, „er scheint schon vergessen zu haben, was er in einer weinseligen Laune Dir gesagt hat.“

Hermann blickte auf, langsam fuhr er mit der Hand über seine Stirn, dann rühte er lächelnd an seiner goldenen Brille. „Dabei ich Dir denn nicht gesagt, daß ich heute vormittag ihm begegnet bin?“ fragte er.

„Der von Schwind mit seiner schönen Tochter wird heute nachmittags die Aufwartung machen.“

„In den dunkeln Augen Adelgundes leuchtete es freudig auf. „Wird er auch Wort halten?“ fragte sie zweifelnd. „Es liegt ja jetzt kein Grund mehr für ihn vor, sich fern zu halten, und nachdem er mir gegenüber so offen gewesen ist, glaube ich auch, seinem Versprechen vertrauen zu dürfen. Du wirst Deinen Gästen eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein anbieten, je nachdem sie früher oder später kommen, ich finde mich dann auch ein.“

„Um den Rittmeister und dessen schöne Tochter zu begrüßen?“ fragte sie, einen scherzenden Ton anschlagend. „Gut, Adelgunde“, erwiderte er, das Antlitz abwendend, um ihrem prüfenden Blick auszuweichen.